

Wissen

In einer Box über die Grenze

Erstmals wurde ein Luchs aus der Schweiz nach Österreich umgesiedelt.

Von Barbara Reye

Weil im oberösterreichischen Nationalpark Kalkalpen nur vereinzelt Luchse vorkommen und sie keinen Nachwuchs haben, hilft die Schweiz nun aus. Denn hierzulande gibt es in den Alpen und im Jura seit Jahren stabile Populationen mit rund 120 Tieren, die allein unterwegs sind.

Geplant ist, dass zwei Weibchen und ein Männchen umgesiedelt werden. Diese Woche wurde nun das erste Weibchen nach Österreich gebracht. «Um sie einzufangen, stellten wir genau dort eine Falle auf, wo sie am Abend zuvor ein Reh gerissen hatte», sagt Andreas Ryser von Kora, dem Forschungsprogramm für Raubtiere in der Schweiz. Denn Luchse kehrten mehrere Abende hintereinander zu ihrer Beute zurück, da sie das viele Fleisch nicht auf einmal fressen könnten.

Mehrere Wochen Quarantäne

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit konnten die Experten das hungrige Luchsweibchen unmittelbar neben dem Reh im Kanton Freiburg fangen. «Sie wurde gleich narkotisiert und noch vor Ort tierärztlich untersucht», erklärt Andreas Ryser. Danach kam das zwei Jahre alte Tier, das nun den Namen Freia erhielt, für einige Wochen in eine Quarantänestation bei Bern.

Nach 150 Jahren Abwesenheit kehrte erstmals 1996 ein Luchs in die Kalkalpen-Region zurück. Zwei bis drei Tiere wanderten bisher von sich aus ein. Nun kommt durch den Umzug noch Freia hinzu, die in einer Transportbox in ihr neues Gebiet reiste und mit einem Senderhalsband versehen im Boddingraben bei Molln freigelassen wurde.

«Als wir die Box öffneten, rannte sie sofort los und verschwand wenige Sekunden später im Wald», sagt Andreas Ryser. Sie sei im Nationalpark bereits gut unterwegs und habe schon die Talseite gewechselt. Dies ergaben erste Ortungen, bei denen das Senderhalsband mit einer Antenne angepeilt wurde.



Das Luchsweibchen Freia springt in ihr neues Revier. Foto: Nationalpark Kalkalpen

Die Hausaufgabe (74)

Auf einer Kirchenbank mit seitlichen Armlehnen sitzen mehrere Personen einer Hochzeitsgesellschaft, wovon jede durchschnittlich 54 cm Platz hat. Kurz vor Beginn der Zeremonie kommt noch ein Gast dazu, wodurch sich der Platz pro Person auf 48 cm verringert. **Wie lang ist die Sitzfläche der Bank?**

Lösung am nächsten Samstag!

Lösung der vergangenen Woche: Der Lokführer heisst Müller. Der Bremser, der halbwegs zwischen Zürich und Bern wohnt, wohnt neben einem der Passagiere, der dreimal so viel verdient wie er. Das kann nicht Dr. Richter sein, denn der wohnt in Bern. Und es kann nicht Dr. Meier sein, denn dessen Jahreseinkommen von 100 000 Franken ist nicht genau durch drei teilbar. Der Nachbar des Bremers muss daher Dr. Müller sein. Der Passagier, der ebenso heisst wie der Bremser, wohnt in Zürich. Er kann nicht Dr. Richter sein, der wohnt ja in Bern. Und er kann nicht Dr. Müller sein, denn der ist ja der Nachbar des Bremers, der auf halbem Weg zwischen Zürich und Bern wohnt. Folglich muss es Dr. Meier sein. Deshalb heisst auch der Bremser Meier. Müller besiegt den Heizer beim Billard. Der Heizer muss deshalb Richter heissen. Für den Lokführer bleibt also nur der Name Müller.

Die Hausaufgabe (74) wurde uns eingesandt von Walter Weber aus Kloten. Herzlichen Dank!
diehausaufgabe@tages-anzeiger.ch



Strand in Rio de Janeiro: Sonnenbaden kann die Gesundheit gefährden. Foto: Felipe Dana (AP, Keystone)

Hautkrebs wird oft nur per Zufall entdeckt

Weil die Zahl der Erkrankungen steigt, sollen Hausärzte bei der Früherkennung eine wichtigere Rolle spielen. Vielen mangelt es jedoch am nötigen Wissen.

Von Felix Straumann

In den Sprechstunden von Ralph Braun ist nicht selten auch «Doktor Zufall» mit anwesend. Der Dermatologe vom Universitätsspital Zürich erinnert sich beispielsweise an einen Patienten mit kurzen Hosen, bei dem er erst beim Hinausgehen hinten am Bein ein Melanom entdeckte. Eigentlich war der Mann gekommen, um eine verdächtige, aber schlussendlich harmlose Hautveränderung bei seinem Kind zu zeigen.

Ärzte entdecken immer wieder gefährliche Hautveränderungen bei Patienten, die sich wegen etwas ganz anderem haben untersuchen lassen. Allerdings könnten solche Zufallsbefunde öfter vorkommen. «Vor allem Hausärzte sehen bei ihren Untersuchungen viel nackte Haut», sagt Ralph Braun. Sie würden deshalb eine wichtige Position bei der Früherkennung einnehmen. Erst recht, weil sie häufig auch die erste Anlaufstelle sind für Patienten, die bei sich ein verdächtiges Muttermal vermuten. Gerade jetzt nach den Sensibilisierungskampagnen der Krebsliga für den Hautkrebstag vom vergangenen Montag prüfen viele Menschen ihre Haut eingehender und eilen wegen der einen oder anderen verdächtigen Hautveränderung zum Arzt.

Auf der anderen Seite stehen die Dermatologen, die wegen der steigenden Häufigkeit von Hautkrebs an ihre Grenzen stossen. Laut Krebsliga erkranken in der Schweiz heute jedes Jahr rund 2000 Patienten neu an Hautkrebs. 290 - die Hälfte unter 70-jährig - sterben jährlich daran, was rund 2 Prozent aller Krebstodesfälle entspricht. Der Trend zeigt nach oben. «Der künftige Bedarf an Hautuntersuchungen wird die Kapazität der Hautärzte sprengen», glaubt Braun. Hinter vorgehaltener Hand heisst es zudem, dass sich heute immer mehr Hautärzte lieber mit der lukrativeren ästhetischen Medizin beschäftigen als mit der dermatologischen Grundversorgung. Wer seine Haut untersuchen lassen will, müsse deshalb lange auf einen Termin warten. Ralph Braun bestreitet diesen Vorwurf allerdings.

Eine Studie des Instituts für Hausarztmedizin der Universität Zürich, die

Braun initiiert hat, soll die Hautkrebskenntnis der Allgemeinmediziner verbessern. Die Medizinerin Nina Badertscher will damit eine Fortbildung untersuchen, die mit einem neuen Ansatz das weitergegebene Wissen der Ärzte längerfristig zu sichern versucht.

«Das Interesse ist enorm gross, wir haben zum ersten Mal das «Problem», dass wir mehr angemeldete Hausärzte haben, als wir Studienplätze anbieten können», sagt Badertscher. In den Sprechstunden sei Hautkrebs ein häufiges Thema, bei dem zudem viele Ärzte unsicher seien. In vielen Fällen reiche zwar eine Blickdiagnose. «Frühe Formen des Melanoms erfüllen jedoch noch nicht die Kriterien der Krebsliga», sagt Badertscher. Sie zu erkennen, erfordere viel Erfahrung. In der Studie werden die Hausärzte allerdings vor allem dem viel häufigeren weissen Hautkrebs begegnet. Dieser ist in den meisten Fällen nicht gefährlich, sondern primär ein ästhetisches Problem.

Niemand will für Studie zahlen

Und so läuft die Studie ab: 78 Hausärzte besuchen einen ganztägigen dermatologischen Fortbildungskurs am Unispital Zürich und erhalten eine Untersuchungslupe sowie eine Digitalkamera, mit denen sie auffällige oder interessante Hautveränderungen ihrer Patienten fotografieren und an einen Dermatologen am Unispital schicken können. Dieser gibt den Ärzten dann ein individuelles Feedback und schult sie damit weiter. Nach einem Jahr überprüft Badertscher das Wissen der Hausärzte in einem Test und vergleicht die Resultate mit Studienteilnehmern, die nur den eintägigen Kurs ohne anschließende kontinuierliche Schulung absolviert haben. Sollte die Studie positiv ausfallen, dann will man das Angebot flächendeckend etablieren.

Zwar kann das rund 250 000 Franken teure Projekt jetzt starten, doch finanziert ist es erst teilweise. «Alle finden das Projekt spannend, aber niemand will Geld geben», sagt Badertscher. Sogar die Krebsliga habe abgelehnt. «Es gibt wenig Finanzierungsmöglichkeiten für diese Art von Versorgungsforschung», beklagt

sich auch Dermatologe Braun. Nur für Grundlagen- oder Medikamentenforschung habe man Geld. «Dabei ist die Hautkrebs-Diagnostik etwas, das direkt Leben rettet», sagt Braun, der die von den Hausärzten eingesandten Bilder unentgeltlich erst nach Feierabend beurteilt, wie er sagt.

Für Braun ist der stärkere Einbezug der Hausärzte erst der Anfang. «Eigentlich müssten alle Berufsgruppen, die nackte Haut sehen, für das Problem Hautkrebs sensibilisiert werden», sagt Braun. Physiotherapeuten würde man bereits in der Ausbildung mit dem Thema konfrontieren. Doch müssten beispielsweise auch Coiffeure über rudimentäre Kenntnisse verfügen. «Beim Haarwaschen sieht man die Kopfhaut gut», so Braun. Dabei könnte das eine oder andere Melanom entdeckt werden - mithilfe von «Friseur Zufall».

Hautcheck-Aktion

Zwiespältige Diagnosehilfe

Auf den ersten Blick eine sinnvolle Sache: Bis zum 15. Juni kann jeder und jede digitale Fotos von verdächtigen Muttermalen auf der Website www.myskincheck.ch hochladen und so durch Hautärzte kostenlos beurteilt lassen. Innerhalb von wenigen Tagen erhält man per E-Mail eine Antwort, ob das Muttermal harmlos oder eine genauere Abklärung durch einen Dermatologen notwendig ist. Es ist eine von La Roche-Posay organisierte und bezahlte Aktion, die Kosmetikfirma hat dafür Reinhard Dummer, stellvertretender Direktor der dermatologischen Klinik des Universitätsspitals Zürich, ins Boot geholt. Dermatologe Ralph Braun, der an der gleichen Klinik arbeitet, jedoch nicht an der Aktion beteiligt ist, steht dem Ganzen zwiespältig gegenüber. «Das Problem ist, dass der Patient eine Vorselektion trifft und der Arzt dadurch nur ein paar wenige Muttermale sieht», sagt er. Die eigentlich gefährliche Hautveränderung könne dadurch leicht übersehen werden. Ausserdem dürfte in vielen Fällen die Bildqualität mangelhaft sein. «Für junge, agile Menschen, die mit digitalen Fotos umgehen können und selten zum Arzt gehen, kann die Hautcheck-Aktion aber sicher nützlich sein.» (fes)

Small Talk

«Gorillas spielen mit ihren Kindern wie wir Menschen»

Der Zoologe Jörg Hess sass den Berggorillas Ostafrikas Auge in Auge gegenüber.

Mit Jörg Hess sprach Matthias Meili

Herr Hess, sind Sie ein Gorilla-Flüsterer?

Auf keinen Fall, so sehe ich mich nicht. Da müsste ich noch viel mehr wissen.

Sie haben Gorillas jahrelang beobachtet, zuerst im Zoo, dann im Bergregenwald Ostafrikas. Wer sonst könnte Gorillas besser kennen?

Über Gorillas gibt es unendlich viele wissenschaftliche Arbeiten. Trotzdem kennt sich kein Mensch in der Wesensart der Gorillas wirklich aus, weil sie uns auf eigenartige Art und Weise berühren.

Wie meinen Sie das?

Wenn man als Wissenschaftler den Berggorillas Auge in Auge begegnet, erlebt man etwas, das man nicht naturwissenschaftlich quantifizieren kann. Ein Beispiel: Eine Gorilla-Mutter sass mir gegenüber und ass. Dann schlug sie mit der Hand aufgeregt in die Vegetation - ein unerklärliches Verhalten. Ich fragte mich, was das bedeutet, und bemerkte, dass ich meine Hand an einer Selleriestaude hatte, welche die Gorillas gern mögen. Als ich die Hand wegnahm, entspannte sich die Gorilla-Mutter sofort.

Das hätte in dieser Situation wahrscheinlich jeder gemacht...

Diese Interpretation lässt man als Naturwissenschaftler nur zu, wenn man das 100-mal beobachtet hat. Wenn man den Gorillas direkt gegenübersteht, spürt man den Willen des Tiers fast intuitiv. Das zeigt uns, dass das kommunikative Verhalten von Gorillas und Menschen ganz nahe verwandt ist.

Wieso sind Gorillas so besonders?

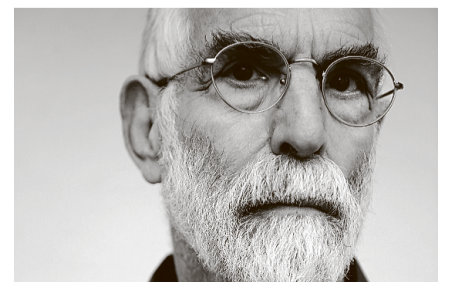
Gorillas können über die Artgrenze hinweg empathisch handeln: gegenüber mir, gegenüber andern Waldtieren, gegenüber Zoobesuchern. Es gibt die berühmte Binti-Geschichte aus den USA: Ein Menschenkind war in den Gorilla-Graben gefallen. Sofort kam eine Gorilla-Mutter dazu, hob das Menschenkind auf und trug es vor die Türe, wo die Tierpfleger das Kind abholen konnten.

Vielleicht sind Sie besonders empathisch gegenüber den Gorillas und interpretieren deshalb deren Verhalten so?

Ich erzähle Ihnen eine andere Geschichte: Im Zoo Basel hatten wir eine Gorilla-Mutter, die Goma hiess. Sie hatte ein einziges Kind, einen Sohn. Dieser liebte es ungemein, mit seiner Mutter Fangen zu spielen. Immer wenn er weg lief, schaute er über seinen Rücken zurück, ob die Mutter auch kommt. Die Mutter hätte den Kleinen ohne weiteres fangen können. Aber das tat sie nicht.

Sondern?

Sie griff mit beiden Händen absichtlich ins Leere. Die Mutter wusste, was das Kind will, wenn es Fangen spielen will. Sie wusste, welche Gefühle für das Kind interessant sind, und sie machte ihm etwas vor, weil sie wusste, dass es dem Kleinen Spass macht. Die Geschichte zeigt die Komplexität der emotionalen Beziehungen und des empathischen Handelns zwischen den Gorillas. Sie spielen mit ihren Kindern wie wir. Darin spürt man die stammesgeschichtliche Nähe zwischen Menschen und Gorillas.



Jörg Hess (75)

Der Zoologe erforscht Gorillas seit über 40 Jahren. Am 19. Mai spricht er im Kaufleuten Zürich über sein neues Buch «Berggorillas - Eine Hommage» (Echtzeit-Verlag). 20 Uhr, Eintritt frei, Reservation erwünscht. Porträt von Jörg Hess heute in «Das Magazin».